

Haltungen und Prägungen im Verhältnis zu Kirche und Religion

*Zu Chancen und Grenzen hergebrachter Begrifflichkeiten und
Kategorien vor dem Hintergrund der
V. Kirchenmitgliedschaftsumfrage*

Michael Domsgen

Abstract

In Germany, churchliness has institutional traits and is intensely interwoven with traditional elements and lasting values. Yet this profile is less and less supported by the changing social framework. Churchliness stands for a demarcated set of approaches to life and lifestyles that many people no longer connect to existentially. The relationship of family and church exemplifies this: Church communication goes along with a habitus that excludes many families right from the start. Against this background, a view on religious positions and practices beyond ecclesiastical affiliation can be of some interest, as they show points of departure that can easily be overlooked when perceived in conventional terms and categories. The challenge is to correlate these forms of religious communication with the communication of the Gospel.

Haltungen und Prägungen, zumal dann, wenn sie von Kind an verinnerlicht worden sind, können erstaunlich stabil sein, so sie nicht grundlegend erschüttert werden. Abgesehen davon, unterliegen sie jedoch immer auch Schwankungen durch unterschiedliche Einflussfaktoren. Diese können Aspekte hervortreten lassen, die außerhalb dieser Faktoren kaum eine Rolle spielen. Für eine Umfrage zu Kirche und Religion ist beispielsweise nicht unerheblich, wann, wo und wie sie durchgeführt wird. Wenn sich beispielsweise ein 47-jähriger Hallenser, der von sich selbst sagt, »gar nicht religiös eingestellt« zu sein, genötigt fühlt, seine areligiöse Feierpraxis des Weihnachtsfestes zu rechtfertigen (obwohl in Halle fast 90 % ebenso wie er nicht Mitglied einer christlichen Kirche sind), ist das durchaus erstaunlich.¹ Man könnte nun über eine neue Bedeutsamkeit von Religion spekulieren oder bei ihm selbst nach verborgenen Spuren des Religiösen suchen, von denen er vielleicht gar nichts weiß. Möglich wäre aber auch, sich des Zeitpunkts und des Orts der Befragung eingedenk zu sein, denn das Statement wurde im Rahmen einer kleinen empirischen Untersuchung auf dem Hallenser Weihnachtsmarkt Anfang Dezember

1. »Und ich bin der Meinung, das wollte ich zum Abschluss noch mal sagen, ich bin mit Sicherheit wie die meisten Leute so eingestellt, man muss Weihnachten, Silvester nicht unbedingt religiös eingestellt sein, um das Fest zu schätzen. Wollte ich mal noch sagen, weil es oft so rüber kommt, dass diejenigen das nicht zu schätzen wissen, find ich irgendwo ein bisschen nicht so gerechtfertigt.« (M. Domsgen, Mission impossible? Religiöse Kommunikation in Ostdeutschland, in: ders./D. Evers [Hg.], Herausforderung Konfessionslosigkeit. Theologie im säkularen Kontext, Leipzig 2014, 233–243: 235)

gewonnen. Ort und Zeit wie auch die spezifische Fragerichtung führen hier zu einer spezifischen Ausgangslage, die die Einstellung zu Kirche und Religion maßgeblich prägt. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre die Antwort des Befragten am 5. oder 6. Sonntag nach Trinitatis deutlich anders ausgefallen, vor allem dann, wenn vor der Frage nach der Gestaltung des Weihnachtsfestes Positionen zur Nutzung einer bestimmten Zahncreme oder zur Auswahl von Urlaubsreisezielen erforscht worden wären.²

Vor diesem Hintergrund verdient eine kleine Notiz zum Erhebungszeitraum der V. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung besondere Aufmerksamkeit.³ Die Daten wurden von Oktober bis Dezember erhoben, also in einer Zeit, die einerseits die Endlichkeit des menschlichen Daseins vor Augen führt und andererseits mit der Advents- und Weihnachtszeit von einem Fest geprägt wird, das durch eine besondere Offenheit für religiöse Vollzüge gekennzeichnet ist. Die vorgelegten Ergebnisse sind immer auch vor diesem Hintergrund zu interpretieren. Wenn beispielsweise der Anteil der Evangelischen, die sich der Kirche sehr oder ziemlich verbunden fühlen, im Vergleich zu den vorherigen Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen größer geworden ist, könnte das auch mit dem Erhebungszeitraum zusammenhängen. Leider kann ich hier nicht mehr als eine Vermutung äußern, weil über den Zeitpunkt der Datenerhebung in der dritten und vierten Untersuchung keine näheren Angaben gemacht wurden.⁴ Insgesamt ist davon auszugehen, dass der Verbundenheitsgrad zur Kirche jahreszyklisch gesehen in der Zeit um Totensonntag und Advent maximal ausgeprägt ist. Insofern markieren die erhobenen Zuwächse im Verbundenheitsgrad zuallererst einmal ein Potenzial, das zu bestimmten Anlässen aktivierbar ist. Sie stehen wohl weniger für eine durchgehend starke Bindung an die Kirche. Zumindest sollte das in Erwägung gezogen werden.

Religionstheoretisch steht dahinter die Einsicht, dass Religion heute eher als »diskursiver Tatbestand«⁵ zu verstehen ist und nicht primär als Persönlichkeitsmerkmal, das Menschen zu eigen ist. Deshalb kommt auch den Kontexten eine besondere Bedeutung zu. Vor dem Hintergrund dieser Vorbemerkung möchte ich auf drei Aspekte hinweisen, die für die Interpretation der gewonnenen Ergebnisse von Bedeutung sind.

2. Das erklärt dann auch die zum Teil deutlich anderen Ergebnisse in den Befragungen von ALLBUS.
3. Vgl. Evangelische Kirche in Deutschland (Hg.), Engagement und Indifferenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis. V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover 2014, 5.
4. Die Daten der ersten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung wurden im Juni 1972 erhoben (vgl. H. Hild [Hg.], Wie stabil ist die Kirche? Bestand und Erneuerung. Ergebnisse einer Umfrage, Gelnhausen/Berlin 1974, 413), die der zweiten vom 14. 09.–13. 10. 1982 für die repräsentativen Ergebnisse und vom 27. 10.–27. 11. 1982 für die Spezialstichproben (vgl. J. Hanselmann/H. Hild/E. Lohse [Hg.], Was wird aus der Kirche? Ergebnisse der zweiten EKD-Umfrage über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 1984, 21). Bei der dritten und vierten Erhebung werden darüber keine näheren Angaben gemacht (vgl. K. Engelhardt/H. von Loewenich/P. Steinacker [Hg.], Fremde Heimat Kirche. Die dritte Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 1997: Datenerhebung; 1992; W. Huber/J. Friedrich/P. Steinacker [Hg.], Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006: Datenerhebung; repräsentativ 2002; qualitativ 2003–2005). Nach Aussage des jetzigen KMU-Teams wurden die Daten im September und Oktober erhoben.
5. Vgl. J. Matthes, Auf der Suche nach dem ›Religiösen‹: Reflexionen zu Theorie und Empirie religionssoziologischer Forschung, in: Sociologia Internationalis 30/2, 1992, 129–142.

I. Kirchlichkeit wird vorwiegend institutionell verstanden und ist deshalb auf einen Kontext angewiesen, der das Dauerhafte und Vorgegebene stützt

Insgesamt fällt auf, dass sich die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen innerhalb eines festen konzeptionellen Rahmens bewegen und deshalb auch durchaus erwartbare Ergebnisse erzielen. Dabei ergibt sich die grundlegende Logik aus dem Genre Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung. Kirchlichkeit trägt in Deutschland institutionelle Züge und ist deshalb mit Elementen des »Vorgegebenen« und »Dauerhaften«⁶ verweben. Kirchlichkeit steht also primär nicht für eine Form der Religiosität, wie sie momentan wichtig sein könnte, sondern für eine Lebensdeutung und -gestaltung, die auf Langfristigkeit hin angelegt ist. Dazu kommt, dass Kirchlichkeit als eine auch für die nächste Generation sinnvolle Einstellung gesehen wird. Sehr deutlich kommt beides in der Frage nach der Taufbereitschaft zum Ausdruck. Nun gibt es eine Reihe durchaus gewichtiger Gründe, dies so zu sehen. Allerdings scheinen die dahinter stehenden Grundsätze in deutlichem Gegensatz zur heute vorherrschenden gesellschaftlichen Logik zu stehen. Dass Eltern immer vorsichtiger werden, ihren Kindern feste Vorgaben hinsichtlich ihrer religiösen und weltanschaulichen Orientierung zu machen, hängt ja nicht nur damit zusammen, dass sie selbst in diesem Punkt unsicher geworden sind. Vielmehr spüren sie, dass den gegenwärtigen und wohl auch zukünftigen Herausforderungen immer weniger mit unverrückbaren Grundsätzen begegnet werden kann. Antworten, die gestern richtig waren, sind es nicht per se auch morgen. Die Pluralität ist lebensweltlich angekommen. Dies ist keine neue Entwicklung, sondern zeichnet sich schon seit Längerem ab. Neu ist allerdings, dass die gesellschaftlichen Rahmungen immer weniger vorstrukturierend wirken. Dass beispielsweise der wöchentliche Kirchgang so an Bedeutung eingebüßt hat, hängt wohl vor allem damit zusammen, dass der Sonntag als Ruhetag nicht mehr mit dessen Befolgung in eins gesetzt wird.

Mit der Wiedervereinigung ist Deutschland nicht protestantischer geworden, sondern konfessionsloser. Die Kirchen trifft das deswegen so stark, weil damit die Bedeutung organisierter Religion zurückgeht und damit auch ein Verlust des Öffentlichkeitscharakters von Religion einhergeht. Historisch bedingt ist Religion in Deutschland primär konfessionell gebunden in Gestalt der beiden großen Kirchen in Erscheinung getreten. Auch für die Suche nach Formen außerkirchlicher Religiosität war dieser Hintergrund strukturierend. Dass bei einem Kirchenaustritt oder bei immer schon vorhandener Konfessionslosigkeit kaum alternative Formen von Religiosität gefunden werden, hängt auch damit zusammen. Was den Kirchen hauptsächlich zu schaffen macht, sind die sich verändernden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Kirchlichkeit, wie sie in den Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen abgefragt wird, hat sich unter ganz anderen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen entwickelt. Was sich jedoch vor 150 Jahren als stimmiges Profil von Religiosität herausgebildet hat, ist es nicht per se auch heute. Prozesse der Deinstitutionalisierung sind unübersehbar. Neben den Kirchen sind auch andere Institutionen davon betroffen. Alle spüren, dass der gesellschaftliche Kontext Elemente des Vorgege-

6. *H. Ludwig*, Von der Institution zur Organisation. Eine grundbegriffliche Untersuchung zur Beschreibung der Sozialgestalt der Kirche in der neueren evangelischen Ekklesiologie, Leipzig 2010, 13.

benen und Dauerhaften nicht mehr vorbehaltlos stützt oder gar verordnend setzt. Die oft beklagte »kontinuierliche Abnahme sowohl der Verbundenheit mit der Kirche als auch der Religiosität«⁷ ist zu einem großen Teil als Ausdruck geänderter gesellschaftlicher Rahmenbedingungen zu verstehen, in dem die entsprechenden institutionellen Aspekte nicht mehr als Halt gebend erlebt werden. Kirchlichkeit steht für ein abgegrenztes Spektrum an Lebensdeutungen und -gestaltungen, das kontextuell immer weniger gestützt wird. In einer solchen Situation kommt den Familien eine besondere Bedeutung zu, weil sie in der Vorstellung der meisten Menschen mit Elementen des Dauerhaften und Beständigen verknüpft sind.

II. Die Familie wird nur dann als religiöse Sozialisationsinstanz gesehen, wenn sie explizit religiös erzieht

Mit geradezu erschreckender Deutlichkeit verweisen die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen auf den Zusammenhang von Kirchlichkeit und familialer Sozialisation. Dabei zeigen weitere Studien, dass Kirchlichkeit vor allem in Familien mit traditioneller Orientierung und Struktur gepflegt wird, wobei die Bedeutung dieser Familien im Kontext einer Minderheitensituation besonders klar hervortritt. Verheiratete Eltern mit mehreren Kindern messen kirchlichen Angeboten mehr Bedeutung zu als Alleinerziehende oder nichteheliche Lebensgemeinschaften mit einem Kind. So zeigte beispielsweise die bundesweite Studie zur Konfirmandenarbeit, dass 78 % der verheirateten Eltern die Konfirmation als eines der wichtigsten Feste im Leben ihres Kindes feiern, während dies bei Alleinerziehenden lediglich 60 % tun. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass das große Fest, das für viele Familien als sehr attraktiv erscheint, bei etlichen Alleinerziehenden hingegen als eine deutlich schwerer zu leistende Aufgabe wahrgenommen wird oder schlichtweg nicht so wichtig ist, weil das Zusammenführen der unterschiedlichen Familienmitglieder zu einem Ereignis keinen besonderen Anlass darstellt, der rituell initiiert und begleitet werden müsste.⁸ Möglich wäre aber auch, dass solcherart Familienfeste aufgrund von unglücklich verlaufenden Trennungsprozessen eine Hürde markieren, die man nur mit viel Mühe überspringen kann und bei der kirchlicherseits auch keine Hilfestellungen dafür angeboten werden.

Auf alle Fälle wird deutlich, dass in solchen Konstellationen spezielle Haltungen nicht automatisch in ein entsprechendes Verhalten münden. Vielmehr bestimmen die vorfindlichen Verhältnisse im familialen Nahbereich in ebenso starkem Maße über den Grad der Partizipation. In gewisser Weise fallen Familien jenseits des (zumindest für Westdeutschland weitgehend noch anzutreffenden) Normalmodells aus dem primären Fokus kirchlicher Angebote heraus. Das liegt einerseits daran, dass sie nicht gleichermaßen vom Nutzen solcher Angebote profitieren und andererseits die dafür erforderlichen Voraussetzungen schwerer aufzubringen vermögen. Der Rückgang religiöser Sozialisation markiert hier in erster Linie eine Herausforderung für die Kirche und steht nicht für eine abnehmende Bedeutung der Familie als religiöse Sozialisationsinstanz. Zweifelsohne ist ein Rückgang in der Partizipation an kirch-

7. Evangelische Kirche in Deutschland (Hg.), Engagement und Indifferenz, 10.

8. M. Domszen, Wie kann Konfirmandenarbeit zukünftig profiliert werden? Überlegungen am Beispiel Deutschlands, in: IJPT 14, 2011, 219–237: 226.

lichen Angeboten zu konstatieren. Davon jedoch auf einen Rückgang in der Bedeutung der Familie für die religiöse Sozialisation zu schließen, ist aus zwei Gründen problematisch. Zum einen sind Selbsteinschätzungen zur eigenen religiösen Erziehung dahingehend einseitig, als dass sie immer nur eine Seite beschreiben. Auch hier ist ein Blick auf die bereits erwähnte Konfirmandenstudie interessant. Dort sagten die befragten Konfirmanden mehrheitlich, dass sie aus weniger religiösen Elternhäusern kommen. Wie eine Befragung der Eltern zeigt, korrelierten die Einschätzungen der Jugendlichen durchaus mit den Angaben der Eltern zur Bedeutung des Glaubens, allerdings auf deutlich verschiedenem Niveau. Die Selbsteinschätzung der Eltern zum Glauben an Gott lag deutlich höher als der Eindruck der Kinder von der Religiosität im Elternhaus.⁹ Hier lässt sich aufseiten der Eltern also ein Potenzial beschreiben, das noch nicht genügend aufgenommen wurde.

Zum anderen ist an dieser Stelle an Überlegungen aus der milieusensiblen Familienforschung zu erinnern. Familie wird dabei als Bedingungsgefüge verstanden, in dem das Kind seinen primären Habitus ausbildet, also eine Art Set von Strukturmustern, die Wahrnehmungen und Haltungen, Denken und Handeln steuern. Beobachtbar ist nicht der Habitus an sich. Allerdings kann aus Verhaltensweisen, Denkschemata etc. auf einen zugrunde liegenden Habitus geschlossen werden. Hinsichtlich des Verhältnisses von Familie und Kirchlichkeit fällt nun auf, dass kirchliche Kommunikation mit einem Habitus einhergeht, der für viele Familien nicht mehr anschlussfähig ist. Aus der Diskussion um die Profilierung von Ganztagschulen ist bekannt, dass der Passung zwischen primärem und sekundärem Habitus eine besondere Aufmerksamkeit zukommen sollte. Die schulischen Möglichkeiten werden größer, wenn Schülerinnen und Schüler vor dem Hintergrund ihrer Familien Beziehungen ausformen können, in denen ihr primärer Habitus konstruktive Berücksichtigung findet.¹⁰ Hier ergibt sich eine immer größer werdende Diskrepanz. Kirchlichkeit scheint zumindest in der Rezeption deutlich mit habituellen Ausschließungen einherzugehen. Insofern ist der zu beobachtende Rückgang expliziter kirchlich-religiöser Sozialisation kein Indiz für eine abnehmende Bedeutung der Familie in dieser Richtung, sondern vielmehr ein Hinweis auf ein Profil von kirchlicher Religiosität, das offensichtlich immer stärker sozial enggeführt ist.

III. Kirche kommt nur eingeschränkt in den Blick

Die erhobenen Befunde der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen sind in gewisser Weise ernüchternd. Fast durchgängig ist von Abbruch oder Rückgang die Rede. Auch das Diktum von der »Stabilität im Abbruch« ist nicht übermäßig ermutigend.

Diese Tendenzen sind allerdings durchaus auch selbstgewählt und hängen mit dem zugrunde gelegten Forschungsdesign zusammen. Einerseits führt das Bedürfnis nach Vergleichen zu einer Replikation vorhandener Items. Andererseits wirkt sich hier auch eine spezifische Verhältnisbestimmung von Kirche und Religion aus.

9. Ebd.

10. Vgl. zu diesem Problemkreis: M. Hummrich, Die Öffnung der Schule als soziale Schließung – zum Zusammenhang von generationaler Ordnung und Lernen, in: G. Breidenstein/F. Schütze (Hg.), Paradoxien in der Reform der Schule. Ergebnisse qualitativer Sozialforschung, Wiesbaden 2008, 297–311.

Ersteres lässt sich gut am Item zum Gottesdienstbesuch ablesen. Dass der wöchentliche Kirchgang noch immer prominent abgefragt und ausgewertet wird, bestätigt nicht nur die eben dargelegte These von einer spezifischen habituellen Ausformung der Kirchlichkeit, sondern ignoriert auch, dass es in den Kirchengemeinden eine Reihe gottesdienstlicher Vollzüge gibt, die sich großer Beliebtheit erfreuen und dementsprechend gut besucht sind. Es sind Gottesdienste, die sich primär an der lebensgeschichtlichen Logik orientieren und von dort aus Bezüge zur kirchlichen Logik herstellen, also beispielsweise Schul- oder Konfirmationsgottesdienste und Bestattungen.¹¹ Dass der Sonntagsgottesdienst auch von Kirchenmitgliedern immer seltener besucht wird, darf niemanden überraschen. Letztlich ist das ja auch in der Sache selbst begründet, wie ein erneuter Blick auf die Konfirmandenstudie zeigen kann. Stimmt zu Beginn der Konfirmandenzeit 49 % der Aussage zu, dass Gottesdienste langweilig seien, sind es am Ende 54 %.¹² Hier bekommt die Rede von der Gemeinde als »Verlernort«¹³ des Glaubens ein Gesicht. Aber auch jenseits der verfassten Kirche gibt es religiöse Praxis. So zeigt eine Untersuchung von Sarah Demmrich, dass ein Großteil nicht religiös sozialisierter Jugendlicher betet, obwohl sich in ihrem familialen Nahumfeld keinerlei Anregungspotenzial dafür aufzeigen lässt. Die Jugendlichen selbst geben ein experimentelles Ausprobieren des Gebetsrituals im Sinne eines Trial-and-Error-Lernens an. Die grundlegenden Impulse kommen also nicht aus der Familie und schon gar nicht aus der Kirche. Vielmehr beten sie durch außerfamiliale Kanäle, primär den Medien, mittels Modelllernen und sozialer Bestätigung. Zugleich lässt sich für sie eine hohe emotionsregulierende Relevanz aufweisen, ganz im Gegensatz zu einem großen Teil derjenigen Jugendlichen, die religiös sozialisiert wurden und sich das Gebet im Zuge des Modelllernens angeeignet haben.¹⁴ Jenseits von Großtheorien wie der Individualisierungs- oder Säkularisierungsthese ist hier zu konstatieren, dass Jugendliche von sich aus nach religiösen Praxisformen Ausschau halten, die ihnen helfen, ihr Leben zu gestalten. Um das herauszufinden, durfte allerdings nicht gefragt werden: »Betest du?« Vielmehr ging es darum, lebensweltliche Vollzüge zu erhellen.¹⁵ An dieser Stelle scheint mir auch ein Schlüssel für kirchliches Handeln wie auch für darüber hinausgehende religions-theoretische und theologische Überlegungen zu liegen. Wenn der Mensch als religiöses Wesen verstanden wird, kann das nicht über die Suche nach bestimmten Haltungen und Prägungen aufgegriffen werden. Die Fähigkeit zur Religiosität ergibt sich aus dem »allgemeinmenschliche[n] Kontingenz-Erleben, das jede Erfahrung begleitet, aber nur begrenzt bestimmt und thematisiert werden kann«¹⁶. Es »sucht (zuwei-

11. Vgl. S. Barthel, *Kommunikation in einer Münsteraner Kirchengemeinde. Eine empirische Untersuchung*, Münster 2013.

12. Vgl. Domsgen, *Konfirmandenarbeit*, 228.

13. R. Zerfaß/K. Roos, *Gemeinde*, in: G. Bitter/G. Miller (Hg.), *Handbuch religionspädagogischer Grundbegriffe*, Bd. 1, München 1986, 132–142: 132 f.

14. S. Demmrich, *Religiosität und Rituale: Empirische Untersuchungen an ostdeutschen Jugendlichen*, Diss. Uni Halle, Halle 2014.

15. Konkret hieß es in der Einleitung zu den Items im Fragebogen: »Im Folgenden findest du eine Liste, wie manche Schüler mit schwierigen Situationen umgehen, wenn sie niemanden zum Reden haben. Eine schwierige Situation kann ein Problem in der Schule, Streit mit den Eltern, der Tod einer lieben Person oder etwas Ähnliches sein. Bitte lies dir diese Liste durch und überlege dir, ob du so etwas schon einmal in einer schwierigen Situation getan hast. Kreuzte bitte an jeder Aussage an, wie oft du das tust, also ob du das nie, selten, manchmal oder sehr oft machst.«

16. E. Tiefensee, »Unheilbar religiös« oder »religiös unmusikalisch«? Philosophische Anmerkungen

len) nach Interpretation und Artikulation«¹⁷. Diese kann religiös, spirituell oder auch religiös unmusikalisch ausfallen. Praktisch-theologisch grundlegend ist dann, wie diese Kommunikationen zur Kommunikation des Evangeliums ins Verhältnis gesetzt werden können. Dabei geht die Kommunikation des Evangeliums nicht im kirchlichen Handeln auf. Gleichzeitig wird es nicht unwichtig. Aber die engere Bindung an die verfasste Kirche darf nicht zum ausschließlichen Ziel werden. Primär zielt die Assistenz von Kirche »auf die Subjektwerdung der Getauften« und derer, die zur Taufe eingeladen sind, »in ihrem Verhältnis zu Gott, zu Anderen und sich selbst«¹⁸. Damit rückt der Fokus von institutionellen Bezügen zur Begleitung lebensgeschichtlicher und alltäglicher Vollzüge. Relevanz wird zur Schlüsselkategorie.¹⁹ Diese ergibt sich nicht per se aus bestimmten Prägungen und Haltungen, wenngleich sie in eröffnender Weise vorstrukturierend sein können. Relevant ist, »was beim Individuum Aufmerksamkeit erhält«²⁰. Nach diesen Aufmerksamkeiten wäre verstärkt zu suchen. Ob dabei die hergebrachten Begrifflichkeiten erhellend sein können, ist zumindest zu fragen. Auf alle Fälle sollten sie stärker als bisher auch theologisch reflektiert werden. Die Ausrichtung zentraler Termini wie »Kirchlichkeit« oder »Kirche« an ausschließlich den vorfindlichen Gegebenheiten führt zu einer Engführung. Befreiend können hier Ansätze sein, die die Kommunikation des Evangeliums auch in anderen Bezügen aufspüren und darstellen können und zudem eine Verhältnisbestimmung von religiöser Kommunikation und der Kommunikation des Evangeliums ermöglichen.

zum Phänomen der religiösen Indifferenz, in: M. Domsgen/F. M. Lütze (Hg.), *Religionserschließung im säkularen Kontext. Fragen, Impulse, Perspektiven*, Leipzig 2013, 23–44: 40.

17. Ebd.

18. B. Schröder, *Das Priestertum aller Getauften und die Assistenz der Kirche. Überlegungen zur Neuformatierung der Praktischen Theologie im Anschluss an Christian Grethleins *Praktische Theologie**, in: M. Domsgen/B. Schröder (Hg.), *Kommunikation des Evangeliums. Leitbegriff der Praktischen Theologie*, Leipzig 2014, 141–160: 159.

19. Vgl. M. Domsgen, *Kommunikation des Evangeliums – Perspektiven der Lebensbegleitung*, in: M. Domsgen/B. Schröder (Hg.), *Kommunikation des Evangeliums* (s. Anm. 18), 75–85: 79 f.

20. E. Hauschildt/U. Pohl-Patalong, *Kirche*, Gütersloh 2013, 110.